

## Thüringische „Hutmänner“

Die Waldweide war bis ins 19. Jahrhundert eine verbreitete Form der Viehandlung in zahlreichen deutschen Landschaften und natürlich auch in den thüringischen Waldgebieten.

Mit der aus forstwirtschaftlichen Gründen erfolgten allgemeinen Ablösung der Waldweidegerechtsame im 19. Jahrhundert wurde der Hütungswirtschaft eine wesentliche Grundlage entzogen.

Gemeinderinderherden in Thüringen hatten noch bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts Bestände von maximal 150 bis 200 Tieren aufzuweisen. Der Austrieb des Viehs erfolgte saisonbedingt während des gesamten Sommerhalbjahres auf besonderem Wald- und Wiesengelände, etwa von Ende April bis Anfang November. Der Kuhhirt benutzte schon die früheren Morgenstunden zum Austrieb, während der Schäfer sich erst zur Weide begab, wenn der Tau von den Wiesen getrocknet war.

Wo die Viehhaltung große Bedeutung besaß, galt der Gemeinderhirt im allgemeinen als eine angesehene Persönlichkeit des Dorfes. In Zella-Mehlis stand der Kuhhirt in der Besoldung gleichberechtigt neben dem Schultheißen und sogar über dem Bergrat (Bergbeamter). Im geringeren Maße begegnete er uns aber auch als Angehöriger des Dorfproletariats. Wenig geachtet war er hingegen dort, wo er den Kleinbauern und Wäldnern, die sich als Heim- oder Industriearbeiter wenig Viehzeug halten konnten, die Rinder und Ziegen gemeinsam hütete. Vom Anfang bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nahm die Zahl der Ziegen in den thüringischen Waldorten meist um das Doppelte und sogar um das Dreifache zu. Die Ziege galt als Milchvieh der armen Leute. Für die häufig mißliche soziale Lage des „Hutmannes“, so nannte man den Kuhhirten in Thüringen, zeugen auch die zahlreichen *Heischebräuche* zu den Jahresfesten (Weihnachten, Neujahr, Fastnacht, Pfingsten und Martini).

Im Winter stand der Hirt beim Kalben der Kühe und bei jeder Tierkrankheit den Landwirten und Häuslern helfend zur Seite, oder betätigte sich in handwerklichen Nebenberufen.

Jedes Jahr zur Fastnach hatten, in Zella-Mehlis und andernorts, die Hirten ihre Kenntnisse auf dem Gebiet der Viehpflege zu beweisen und darüber vor dem Gemeinderat eine Prüfung abzulegen. In einer Arbeitsordnung waren die Tätigkeitsmerkmale des Kuhhirten

genau festgelegt, wobei besonderer Wert darauf gelegt wurde, daß er die neuesten „Viehbücher fleißig studiert“, um Krankheiten und Seuchen rechtzeitig erkennen und behandeln zu können. (Auskunft von Harry Ansorg, Zella-Mehlis, aus Kenntnis alter Archivakten).

Zur Ausrüstung des Rinderhirten gehören der Hirtenstock, das lederne Ränzel, das Hütebeil, die Hirten- oder Ringelpeitsche und das hölzerne Hirtenhorn. Im 19. Jahrhundert galt es noch als selbstverständlich, daß ein Hirt sich vier Gegenstände seiner Ausrüstung selbst anfertigte, den Stock, die Ringelpeitsche, das Horn aus Holz und die Schellenbügel.<sup>46)</sup>

#### *Der Hirtenstock:*

Der Hirtenstock ist ein einfacher gerader Stock, er wird aus Weiß- oder Schwarzdorn hergestellt. Ehe der Saft eintritt, wird er abgeschnitten und am offenen Feuer gebrannt. Dabei platzt die Rinde ab, zurückgebliebene Reste werden mit dem Messer abgeschabt. Dann legt man den Stock zum Trocknen acht bis 14 Tage in gebrannten Kalk, dabei erhält er gleichzeitig eine braune Farbe. Nachdem der Kalk abgewaschen ist, wird er mit Speck oder Wurstschale ab und zu eingerieben, damit er geschmeidig bleibt. (Nach Auskunft des Hutmannes Karl Hellmann, Tabarz)

#### *Das Ränzel:*

Das lederne Ränzel wird über der rechten Schulter getragen. Es besteht aus einem etwa 75 cm langen Lederschlauch. Sein offener Teil ist am Rande durchlöchert und wird mit einem Lederriemen zugeschnürt. Ein etwa 5 cm breiter Riemen, geschmückt mit runden Messingscheiben, dient als Tragegurt, der an beiden Enden des Ränzels befestigt ist. Im Ränzel befand sich die Verpflegung des Hirten wie Brot, Speck, Wurst und etwas Salz sowie ein kleines rundes Fläschchen Branntwein. Außerdem enthielt es noch einen Strick und ein Messer. Zum Öffnen wird das breitere Teil des Ränzels von der linken Hüfte zum Brustteil gezogen und die Verschnürung gelöst.

#### *Das Hütebeil:*

Das Hütebeil, ein gewöhnliches Beil, trug der Hirt am Ränzel (siehe Lithographie aus dem Jahre 1857, „Hutmänner vom Thüringer Wald“, Museum Waltershausen) oder es war an einem Lederkoppel befestigt. Die Schneide wurde meistens mit einer Hirschhornscheide geschützt. Dieses Hütebeil benötigte der Hirt, wenn eine Kuh sich zwischen engwüchsige Bäume gezwängt hatte oder am Hang mit dem Bein in eine Wurzel gerutscht war.

#### *Die Hirtenpeitsche:*

Die Hirten- oder Ringelpeitsche (siehe ebenda), deren verzierter kurzer Holzstiel meistens aus Kirschbaumholz angefertigt wurde, hatte einen langen geflochtenen Lederriemen als Schlag, an dessen Ende eine selbstgefertigte Schnizze angebracht war. Ihre Anwendung erforderte große Geschicklichkeit. In Tabarz war sie bis Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts, besonders zum Anlernen der Kälber beim freien Weidaustrieb, in Gebrauch. (Auskunft Karl Hellmann). Diese kurzstielige Hirtenpeitsche wurde über den Kopf geschwungen und kraftvoll zurückgezogen, dabei knallte es laut. Bei Festen im Jahreslauf, die mit starkem Lärmen verbunden waren – besonders zum Jahreswechsel – waren die Hirten und Beihirten mit ihren Peitschen gern gesehen.

#### *Das Hirtenhorn:*

Die hölzerne Hirtentrompete wurde in Thüringen „Hirtenschalmel“ genannt, obwohl ihr Mundstück und ihr Klang einer Trompete ähnelten. Fröhlich blies der Hutmann die Rinder aus den Ställen und führte sie zur Weide. Nach einem Gewitter beruhigten die sanften Töne die Herde. Mit kurzen, harten Schmetterttönen blies der Hirte nach der Mittagsruhe wieder zum Aufbruch. Benachbarte Hirten verständigten sich mit der „Schalmel“ untereinander über die Nutzung gemeinsamer Wasserstellen und Triften, um Vermischungen der Herden zu vermeiden. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde die hölzerne Hirtentrompete durch eine blecherne ersetzt. Zahnlose, ältere Hirten benutzten eine Trommel, damit das Vieh aus den Ställen kam. „Der Kuhhirte führte früher im Thüringer Wald allgemein eine lange, aus Birkenrinden selbstgefertigte Schalmel und lockte mit melodischen Tönen, auch kunstvollen Trillern, die Kühe aus ihren Ställen heraus; sie erhielt sich z. B. in Winterstein, während sonst die Trompete jetzt üblich ist.“<sup>47)</sup>

In einem anderen Bericht heißt es: „Vor über hundert Jahren sind die Schalmelien nur aus Rinde gemacht wurden. Später nahmen die Hirten dann Holz zur Herstellung.“<sup>48)</sup>

Tatsächlich hat es beide Instrumente nebeneinander gegeben, die hölzerne Hirtentrompete (siehe Abbildung auf der Hirtenschnapsflasche aus dem Jahre 1759, Museum Waltershausen), die ehemals mit Streifen aus Baumrinde umwickelt war und Schalmelien, die aus breiten Streifen von Weiden- und Eschenrinde in Hornform konisch zusammengerollt wurden und als Mundstück eine kurze Fliederfietsche hatten. Typisch für die thüringischen Hutmänner aber waren die hölzernen selbstgefertigten Hirtentrompeten.

Mit der Entstehung der „Berg-, Burg- und Waldgemeinden“ in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts und der Gründung von „Trachtenvereinen“ in Thüringen um die Jahrhundertwende wurde auch wieder mehr Wert auf die hölzerne Hirnentrompete gelegt, und sie brachte es zu neuem Ansehen. Im damaligen Fürstentum „Sachsen-Coburg-Gotha“, in dem sich viele Luftkurorte befanden, wurde „Heimatliches“ am stärksten gepflegt, und in der Folgezeit wurden in Finsterbergen wieder hölzerne Hirnentrompeten – nicht nur für den eigenen Bedarf – gefertigt.

Während der „zwölf Nächte“ (24. Dezember bis 6. Januar) legten im Thüringer Waldgebiet die Hirten in allen Häusern der Viehhalter Blasproben ab; in Herrenhof geschah dies noch im Jahre 1895.

„Am 2. Januar fand in Ruhla früher die Wahl der Hirten statt. Derselbe mußte vor dem Antritt seines Amtes eine ‚Hornprobe‘ ablegen, bei welcher Gelegenheit für die Verheirateten ein Tanz zur Auf-führung kam.“<sup>49)</sup>

Jeder Hirt hatte für seine Herde ein Schellengeläut, das sein Eigentum war und dem besseren Zusammenhalt der Herde diente. Die Schellen wurden vorwiegend in der Kleinschmalkaldener Gegend gefertigt. Der Ton ist abhängig von der Größe der Schellen und von der Stärke des Bleches. Die Schellen waren untereinander abgestimmt und wurden jährlich im Frühjahr vom „Schellenrichter“ durch Herein- oder Herausschlagen von Beulen in den bzw. aus dem Schellenkörper höher oder tiefer und damit neu gestimmt. Die hölzernen Schellenbügel fertigten die Hirten selbst aus Eschen-, Weiden- oder Birkenholz und verzierten sie mit ausgemalten Schnitzereien.

„Der Hirte muß mit den fremden Hirten, mit welchen er ein und dieselbe Hut und Tränktröge betreibt, stets in Einigkeit und Frieden leben, damit keine gegenseitigen Streitigkeiten entstehen“, so steht es in dem Dienstvertrag eines Mehliser Hirten aus dem Jahre 1910.

Eine so festgefügte Gemeinschaft, wie wir sie bei den Schäfern feststellen konnten, kannten die Kuhhirten nicht. Erst einhergehend mit dem immer stärkeren Zerfall des Hirtenwesens schlossen sie sich seit der Jahrhundertwende enger zusammen. Hirtenfeste, wie sie die Schäfer kannten, sind trotz gegenteiliger Behauptungen nicht bekannt geworden.

In einem Artikel „Hirtenmusik im Thüringer Wald“ heißt es: „So treffen sich z. B. seit Jahrhunderten am 2. Pfingstfeiertag die Hirten der verschiedenen Kreise oder Gebiete auf bestimmten Bergen und Wiesen, um gemeinsam zu singen und zu musizieren.“ Und in einer

anderen Arbeit ist zu lesen: „Zu den schönsten Bräuchen unserer Heimat gehören die Hirtenfeste. Die Tanzbuche auf dem Kleinen In-selsberg erinnert an die dort stattgefundenen Hirten- und Schäfer-tänze... Zwar berichtet unsere Ortschronik nicht von einem einzigen Hirtenfest... Oben auf den Bergen, wo drei oder mehr Triftgrenzen zusammenstießen, kamen die benachbarten Hirten nach Vereinbarung zusammen. So trafen sich jahrzehntelang der Zellaer, der Gehl-berger, der Heidersbacher und der Goldlauterer Hirt jährlich am Pfingstmontag auf der Schmücke. Auch die Suhler Ausspanne wurde eine Zeitlang für diese Zusammenkünfte als Treffpunkt ge-wählt. Die Viehhalter mit Frauen und Kindern stellten sich auch dabei ein... Man besichtigte gegenseitig das Vieh, tauschte Erfahrungen aus, und auch der gesellige Teil kam nicht zu kurz.“<sup>50)</sup>

Auch Martin Wähler schreibt: „Bei Friedrichroda erinnert nur die ‚Tanzbuche‘, hoch auf dem Heuberg, noch an den von den Hirten und Schäfern geübten Tanz.“<sup>51)</sup>

Trotz eifriger Nachforschungen konnten aber bisher nirgends konkrete Hinweise gefunden werden, daß dort jemals die vielerorts üblichen Schäfertänze ausgeführt wurden.<sup>52)</sup>

Ein Tanz der Kuhhirten aber ist bisher überhaupt noch nicht be-kannt geworden. Ein solcher war offensichtlich im thüringischen Raum auch nicht üblich. Zusammenkünfte benachbarter Hirten haben hier und da stattgefunden. Aber solche Treffen mehrerer Hirten fanden zumeist in unserem Jahrhundert oder kurz vor der Jahrhun-dertwende statt.

Nach Aussagen des Hutmannes Karl Hellmann aus Tabarz trafen sich bis 1965 wöchentlich einmal die Hirten von Tabarz, Pappen-heim, Friedrichroda und Finsterbergen am Rennsteig zwischen der „Tanzbuche“ und dem Heuberg mit ihren Herden. (Siehe Abbil-dung) Während der zweistündigen Mittagspause lagen die Herden, von den Hirtenhunden bewacht, im Abstand von ungefähr 100 Me-tern wiederkäuend auf den Halden.

Durch diese räumliche Trennung wurde eine Vermischung der Herden vermieden. Diese Treffen wurden von den Hirten zum ge-meinsamen Mahl und zur gegenseitigen Information benutzt. Er wurde dabei auch auf den mitgeführten Hirtentrompeten aus Blech musiziert.

Aus unserem Jahrhundert ist ein alljährliches Treffen benachbar-ter Kuhhirten während der Wintermonate überliefert. Es fand zu-meist in Engelsbach oder Friedrichroda statt. An ihm konnten nur Hirten, bzw. ihre Familienangehörigen teilnehmen. Über ein solches

Treffen wird berichtet: „Es beginnt um 19.00 Uhr. Die verstorbenen Hirten werden geehrt, ihre Namen werden der Reihe nach, wie sie verstorben sind, durchgesagt. Es folgt eine einfache Begrüßung und anschließend gibt es Thüringer Bratwurst. Lieder werden gesungen, Geschichten vorgetragen, auf der Schalmel gebalsen. Tanz nach alter Weise, Walzer und Rheinländer und eine Polka beschließen das Fest.“<sup>53)</sup>

Die Kleidung der thüringischen Rinderhirten wurde in erster Linie von Zweckmäßigkeitserwägungen bestimmt. Sie sollte ihrem Träger – den meteorologischen Bedingungen der Landschaft entsprechen – den besten Schutz gegen die Witterung bieten. Wir finden auch gewisse Trachtelemente in diesem Arbeitskleid wieder, die in der Landschaft gebräuchlich waren. Die älteste Darstellung eines thüringischen Hirten – die bisher aufgefunden wurde – ist auf einer Hirtenschnapsflache in Emailmalerei ausgeführt und stammt aus dem Jahre 1759.

Der abgebildete Hirte trägt einen langschössigen hellen Rock, wahrscheinlich aus weißem Leinen, darunter eine einreihige Weste und einen breiten Gürtel um die Taille. Ein Hemd, eine Kniehose aus Leder, Strümpfe und Schuhe, ein breitkrepiger Hut aus dickem schwarzen Filz und ein Ränzel vervollständigten diese Kleidung. Eine zweite aussagekräftige Abbildung von Rinderhirten aus dem Gebiet des Thüringer Waldes ist aus dem Jahre 1857 als Lithografie erhalten. (Beide Abbildungen befinden sich im Museum der Stadt Waltershausen im Kreis Gotha.) Die Gewandung ist im Grunde so geblieben, wie auf der Abbildung 100 Jahre zuvor. Nur, daß der langschössige Rock jetzt dunkle Farbtöne hat und aus Tuch gefertigt ist und keinen Stehkragen mehr hat, sondern einen Umlegekragen mit Revers. Die Weste ist zweireihig geworden und jetzt werden kniehohe hellgraue Gamaschen aus derbem Segeltuch getragen, die seitlich zu knöpfen sind. Gern wurde auch der blaugefärbte Kittel als Obergewand über dem Hemd getragen. Dieses sehr alte Kleidungsstück überlebte in der Zeit, in der überall die Männertracht endgültig abstirbt, alle anderen. Ursprünglich war der Kittel weiß und reichte bis zum Knie. In der Schweiz trug er sogar die Bezeichnung Hirtenhemd („Hitenhemli“). Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde der weiße Kittel durch einen gekürzten blaugefärbten Kittel verdrängt und kam im Laufe dieses Jahrhunderts auch in Thüringen immer mehr zur Geltung.<sup>54)</sup>

## Schäferbräuche und Schäfertänze

Der Schäfer genießt weithin Achtung und große Wertschätzung. Ohne seine Kenntnisse und Fähigkeiten war eine wohlorganisierte Schafhaltung und Schafzucht nicht möglich. Von der Sorgfalt des Schäfers hing der Ausfall der Schafschur, das Gedeihen der Lämmer und Mutterschafe ab, die neben der Wolle auch Milch zur Butter aber vorwiegend zur Käseherstellung geben mußten. Trotzdem erschien der Schäfer im Bereich des städtischen Handwerks und Innungswesens zusammen mit einer Reihe anderer Berufe als „Unehrlicher“, als ein aus der Gesellschaft verbannter. Die Ursache seiner sogenannten Unehrllichkeit war die Verbindung mit der Tätigkeit des Schinders, die als der Verächtlichste aller unehrlichen Berufe galt. Zu den Berufspflichten des Schäfers gehörte eben auch das Abziehen gefallener Schafe aus der eigenen Herde, was ihn verdächtigen ließ, in die eigene Tasche zu wirtschaften. Zu einem großen Teil sind die Pflege von Berufstradition und Standesehre aus der Ausgrenzung zu erklären. Alle Schäfer hatten untereinander ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Bis ins 19. Jahrhundert heiratete man vorwiegend innerhalb des Standes, und Tradition und Kenntnisse wurden meist vom Vater auf den Sohn unmittelbar weitergegeben.

Im Thüringer Wald wurden seltener Schafe, häufiger aber Kühe und Ziegen gehalten. Im unbewaldeten Hügelland und in den Niederungen der Ackerebene spielte die Schafhaltung aber eine große Rolle. „In der Mitte des 19. Jahrhunderts kam im ehemaligen Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt ein Schaf auf 1,4 Einwohner.“<sup>55)</sup>

Aus dem thüringischen Raum sind uns zahlreiche Schäferfeste mit Veranstaltungen überliefert, die den Charakter eines herrschaftlichen Privilegs tragen, obwohl bisher keinerlei Nachrichten über bestehende Schäferbünde irgendwelcher Art gefunden wurden. Es wird vermutet, daß der Gedanke der Schäferfeste von schwäbischen Wanderschäfern, die ihre Winterweide in Thüringen hatten, hereingetragen worden ist.

„Die Wanderweidenwirtschaft ist eine Form der Schafhaltung, bei der sesshafte Tierbesitzer ihr Vieh einem Wanderschäfer anvertrauen, der die Herde bei periodischen Wanderungen zwischen Sommer- und Winterweide begleitet.“<sup>56)</sup>